EISHOCKEY

Der zweite Schlag

Stefan Ustorf, Kapitän der Berliner Eisbären, musste vor drei Monaten einen Bodycheck einstecken. Seitdem leidet er an Kopfschmerzen, ihm drohen bleibende Schäden am Gehirn. Sein Fall hat eine Debatte über seinen Sport ausgelöst.

Der Flügelspieler mit der Nummer 13 kam ungebremst von vorn. Seine linke Schulter rammte Stefan Ustorf, den Berliner Kapitän, von unten.

Ustorf hatte am eigenen Tor die Scheibe nach links Richtung Bande gespielt, die Situation war bereinigt. Doch Gerrit Fauser, die 13 von den Hannover Scorpions, prallte fast frontal auf ihn auf, er fuhr den Check zu Ende, wie die Eishockeyspieler sagen, wenn einer den harten Schlag nicht vermeidet, obwohl er zu spät kommt und die Kollision in diesem Moment erkennbar niemandem nützt.

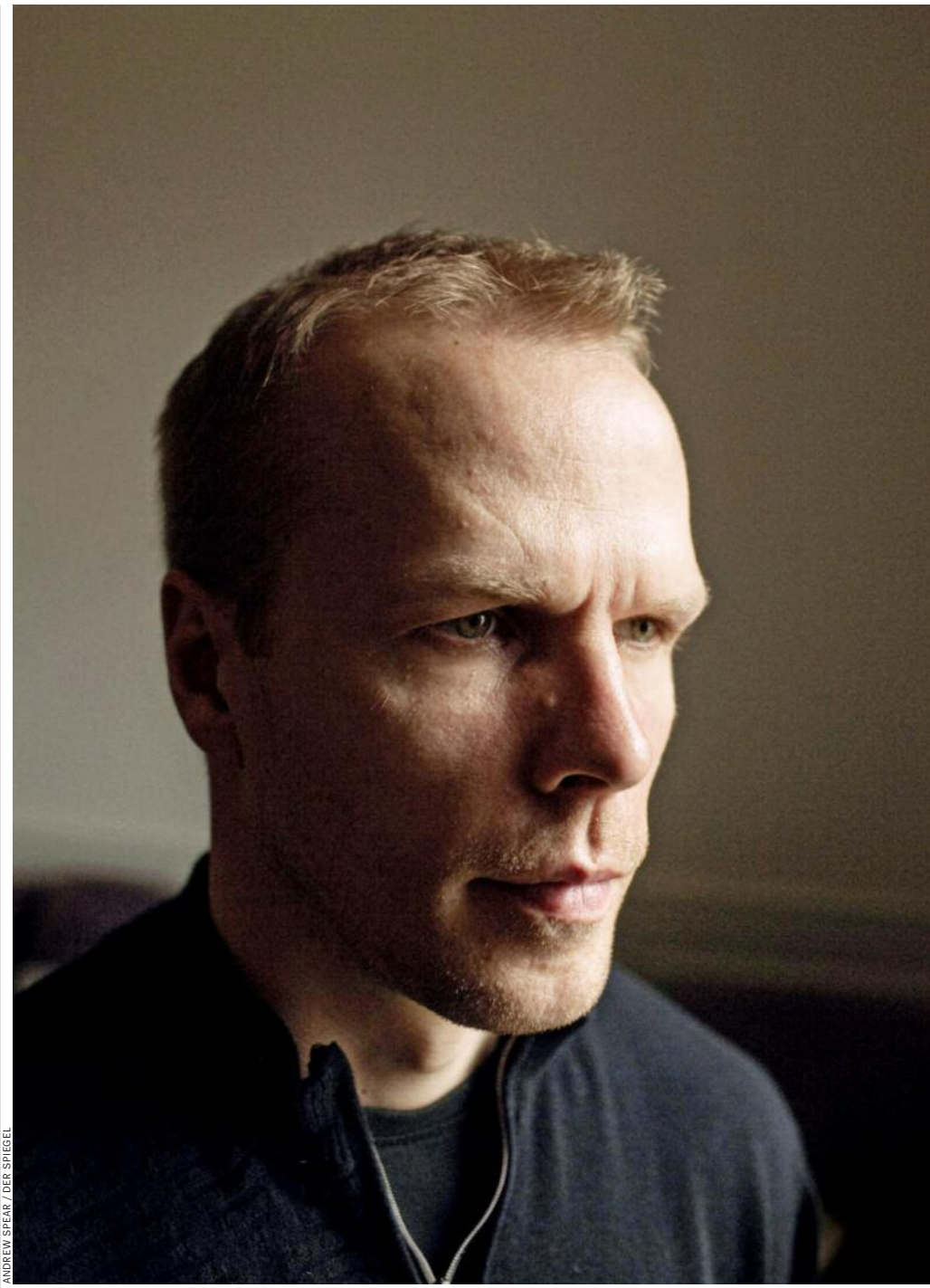
Ustorfs Kopf schnellte nach hinten. Wie ein Dummy beim Crashtest knallte der Routinier der Eisbären seitlich aufs Eis, mit Helm und Körper gleichzeitig.

Fauser bekam eine Spieldauerstrafe. Bodychecks, die auch den Kopf treffen, sind nicht erlaubt, werden aber oft von den Schiedsrichtern nicht erkannt. Wer den Impuls, diese Checks zu Ende zu fahren, unterdrückt, gilt im Profi-Eishockey als Weichei. Auch wenn sie in der Situation unnötig erscheinen, in der Summe machen sie den Gegner vielleicht mürbe.

Stefan Ustorf, 38, hockt auf der Sitzbank am Glastisch in seinem Haus nahe Waynesville, Ohio. Hier wohnen seine Frau und die zwei Kinder, es ist sein Lebensmittelpunkt, auch wenn er in Berlin seinen Beruf ausübt; die Ärzte haben ihm geraten, hier in Amerika auszuspannen. Seit diesem 6. Dezember, dem Spiel gegen die Scorpions, stand er nicht mehr auf dem Eis. Man hat ein Schädel-Hirn-Trauma festgestellt. Hinter ihm hängt eine Zeichnung, die ihn im Trikot seines Heimatclubs ESV Kaufbeuren zeigt, „in Erinnerung an alte Zeiten“, steht darunter.

Ustorf ist einer der populärsten Spieler der Deutschen Eishockey Liga. Er war Kapitän der Nationalmannschaft. Nach seiner Rückkehr aus den USA, er bestritt 54 Spiele in der weltbesten Liga NHL, wurde er mit den Eisbären fünfmal deutscher Meister.

Nun spricht er über Fausers Foul und die Folgen. Womöglich war dieser Check der eine Check zu viel, auf dem Spiel steht nicht nur seine Karriere, es geht jetzt um seine Gesundheit.



ANDREW SPEAR / DER SPIEGEL

Rekonvaleszent Ustorf: *„Das Schlimmste ist, nicht zu wissen, ob noch etwas kommt“*

Und es geht um seinen Sport. Ustorf ist einer von fünf Spielern, die allein bei den Eisbären in dieser Saison wegen Kopfverletzungen ausfielen. Ein Viertel der Verletzungen im deutschen Eishockey betreffen den Kopf. Inzwischen fragt sich Ustorf, ob das alles so richtig ist.

Die Dimension und die Zusammenhänge wurden ihm in seinem Fall erst klar, als man ihm die Szene wieder vor Augen führte: Warum war er, der erfahrene Spieler mit 21 Profi-Jahren, vier Olympiateilnahmen und sechs Weltmeisterschaften, diesem Aufprall nicht ausgewichen?

Wochen danach, Ustorf plagten immer noch Kopfschmerzen, stellte Eisbären-Manager Peter John Lee ihm diese Frage. Ustorf antwortete, dass der Gegner aus dem toten Winkel gekommen sei, er habe ihn nicht bemerkt. Lee hatte die Szene jedoch mehrfach auf Video gesehen. Fauser kam von vorn.

„Ich habe ihn nicht gesehen", wiederholt Ustorf fassungslos und bewegt seinen Kopf, um zu demonstrieren, wo das Problem liegt. Das Zusammenspiel von Augen und Gehirn funktioniert nicht mehr, es hat mit dem Gleichgewichtsorgan zu tun. Wenn er den Kopf dreht, kommen die Informationen nicht an, das Bild wackelt – er sieht nichts.

MATHIAS RENNER / CITY-PRESS

Berliner Eishockeyprofi Ustorf (o.) 2011: *„Man spielt eben auch mal mit brummendem Kopf"*

Was er damit sagen will: Als Fauser das Foul beging, dessen Folgen ihm jetzt schon seit drei Monaten Sorgen bereiten, da plagten ihn bereits diese Symptome. Er sah den Gegner nicht, als er den Kopf von dort, wo er den Puck hingespielt hatte, nach rechts drehte, weil er da wohl schon an einer Gehirnerschütterung litt.

Ausgelöst, das ahnt er jetzt, wurde sie wahrscheinlich neun Tage zuvor im Spiel gegen die Krefeld Pinguine. In dieser Begegnung, erinnert sich Ustorf, war er mit dem Schädel gegen die Plexiglasscheibe geprallt, nachher habe er Kopfschmerzen gehabt. Er fand das normal. Er habe „kurz Sternchen gesehen" und weitergespielt. So macht man das ja.

Doch jetzt kommt es auf die Summe an. Die Ärzte reden vom „Second Impact Syndrome", dem Krankheitsbild des zweiten Schlags. Wenn jemand eine Gehirnerschütterung bekommt in dem Moment, da eine andere noch nicht ausgeheilt ist, wird es mitunter dramatisch. Ustorf, der gerade alles über Schädel-Hirn-Traumata liest, hat von einer Studie aus dem nordamerikanischen Nachwuchssport erfahren. Demnach hätten in beinahe 100 Prozent der Fälle von Zweitschlagserschütterungen die Sportler bleibende Schäden davongetragen.

Kopfverletzungen in Kontaktsportarten wie Eishockey und American Football sind ein großes Thema in den USA und Kanada, spätestens seit dem Fall des kanadischen NHL-Superstars Sidney Crosby von den Pittsburgh Penguins. Crosby, einst „Sid the Kid", der jüngste Scorer-König in der Geschichte der nordamerikanischen Eishockey-Liga, fiel rund zehn Monate lang aus, versuchte ein Comeback, das machte es schlimmer: Es wurden neue Verletzungen am Kopf, angeblich auch an den Halswirbeln festgestellt.

Seitdem diskutiert Nordamerika, ob das Spiel verlangsamt werden solle, ob man die beliebten Schlägereien auf dem Eis verbieten müsse. Kürzlich hat man bei drei NHL-Profis, die obduziert wurden, das sonst von Boxern bekannte CTE-Syndrom gefunden: chronisch traumatische Enzephalopathie. CTE, eine dauerhafte Schädigung des Hirns, kann zu Demenz führen.

Zwei der Spieler sollen sich das Leben genommen haben. Einer war depressiv, Mediziner sehen da einen Zusammenhang mit den häufigen Schlägen gegen den Kopf.

Stefan Ustorf macht sich Sorgen. Niemand kann ihm sagen, ob auch er eine degenerative Schädigung des Gehirns erlitten hat. Er weiß nur: So lange hatte er noch nie Beschwerden. Jetzt zum Beispiel habe er Kopfschmerzen. Lange zu reden ermüde ihn. Die Ärzte haben bei ihm Probleme im Sprachzentrum entdeckt,

manchmal fallen ihm Wörter nicht ein. Zweimal die Woche fährt er zur Therapeutin nach Cincinnati, sie macht mit ihm Übungen fürs Timing von Augen und Kopf. Die Übungen strengen ihn an. Wenn er den Kopf drehen soll, wird ihm schwindlig.

Das Schlimmste sei, „nicht zu wissen, ob noch etwas kommt“, sagt er. „Ich möchte nicht in zehn Jahren ein Pflegefall sein.“

Ustorf darf sich nicht viel bewegen, er darf keinen Sport machen, der den Puls hochtreibt. Das ist für einen Leistungssportler die Hölle. Für Ustorf ist es zusätzlich ein Problem wegen der chronisch schmerzenden Knie, der Beschwerden an Schulter und Handgelenk – „wenn ich Muskeln verliere, tut alles mehr weh“.

Anfangs hat er nach der Verletzung ein Spiel der Eisbären besucht. Den Lärm und das Licht hielt er nur ein Spieldrittel lang aus, in der Teamkabine irritierten ihn die vielen Menschen. „Und das U-Bahn-Fahren hat gar nicht funktioniert.“

So haben ihm die Ärzte in Abstimmung mit der Berufsgenossenschaft, bei der die Clubs der Deutschen Eishockey Liga die Spieler versichern, nach einigen Wochen geraten, sich eine Zeitlang von Berlin fernzuhalten. Ustorfs Frau Jodie ist im ländlichen Ohio aufgewachsen, er hat sie kennengelernt, als er in den USA spielte; seit 15 Jahren sind sie verheiratet.

Vor gut einem Jahr haben sie dieses Haus mit fast 8000 Quadratmeter Land bezogen. In den Garageneinfahrten der Siedlung hängen Basketballkörbe. Nur bei Ustorfs steht ein Hockeytor.

Stefan Ustorfs Sohn Jake, 14, spielt bei den Cleveland Barons. Dem Jungen Eishockey zu verbieten, das käme dem Vater nicht in den Sinn. „Es ist die schönste Sportart, die es gibt“, sagt Stefan Ustorf, der vielleicht für immer aufhören muss. „Es ist ein schnelles Spiel, und Körperkontakt gehört dazu; ich will kein Eishockey spielen und auch keines sehen ohne Körperkontakt.“

Ustorf war immer einer, den sie eine Leitfigur nannten, einen Anführer und Kämpfer. Er gilt als vorbildlich, weil er sich im Playoff-Halbfinale 2008 mit den Eisbären gegen Düsseldorf beim Versuch, einen Schuss zu blocken, den Mittelfuß brach – und im anschließenden Finale gegen Köln wieder auf dem Eis stand.

Im Februar 2009 gegen Iserlohn warf er sich, als sein Team in Unterzahl war, dem fliegenden Puck entgegen – die Hartgummischeibe kommt schon mal mit 130 Stundenkilometern angerauscht –, Ustorf verlor acht Zähne auf einmal. Der Kiefer war gebrochen. Ustorf spielte vier Wochen später mit zwei Titanplatten im Kiefer das Playoff-Viertelfinale.

„Usti“ könne vieles, „weil er keine Angst hat“, sagte Eisbären-Manager Lee einmal. Heute glaubt Ustorf, dass er auch damals, als er den Schlagschuss kassierte, eine Gehirnerschütterung erlitt. Das sei gar nicht untersucht worden, wie so oft. Von vier Gehirnerschütterungen in der Karriere weiß Ustorf genau. Sein Berliner Arzt Ingo Schmehl schätzt, es müssten dann in 21 Jahren wohl zehn bis zwölf gewesen sein. In Ustorfs linker Gehirnhälfte, in der das Sprachzentrum sitzt, hat er schon eine ältere Narbe entdeckt.

Schmehl ist Klinikdirektor der Neurologie im Berliner Unfallkrankenhaus. Er hat mit seinem Team einen Test entwickelt, mit dem Folgeschäden nach einem Schädel-Hirn-Trauma ermittelt werden.

JUSTIN K. ALLER / AFP

NHL-Star Crosby: *Das Comeback machte es schlimmer*

Nicht alle neurologischen Verletzungen ließen sich auf Bildern nachweisen, sagt Schmehl, sie blieben deshalb oft unbehandelt. „Sportler haben Gehirnerschütterungen lange Zeit nicht ernst genug genommen. Als Profi spielt man eben auch mal mit brummendem Kopf.“

Mit seinem „Brain Check“ erfasst Schmehl die Gedächtnisleistung, die Motivation, das Sprach- und Sehvermögen und Gemütszustände. In der kommenden Woche wird Ustorf bei ihm den Test wiederholen. Beim letzten Mal wurden Aufmerksamkeitsstörungen festgestellt.

Bald wird Ustorf wissen, ob er sich noch einen weiteren Kopftreffer erlauben darf. „Ich habe eine wunderschöne Karriere gehabt, wenn es jetzt vorbei sein sollte“, sagt er. Nie hat er etwas anderes als Eishockey gelernt, er würde gern die Trainerlaufbahn einschlagen wie sein Vater Peter. Und weil er immer die höchste Stufe anstrebt, am liebsten in der NHL.

Aber wenn die Kopfschmerzen nicht weggingen und der Schwindel bleibe, dann wisse er nicht, wie er überhaupt irgendetwas arbeiten solle. Eine Versicherung gegen Invalidität hat Ustorf nicht mehr, vor Jahren hat man ihn abgelehnt.

Eishockey ist kein Minigolf. Stefan Ustorf hat die Operationen in seiner Karriere zuletzt nicht mehr mitgezählt. Über Jahre nahm er jeden Tag Schmerzmittel. Er werde irgendwann ein künstliches Schultergelenk brauchen, sagt Ustorf, und mit 50 Jahren neue Knie. Er müsse sein linkes Handgelenk wegen der Arthrose versteifen lassen. Aber das sei alles nicht schlimm.

Seine Frau Jodie sagt, er müsse positiv denken. Dürfe er wegen der Kopfsache keinen Sport mehr treiben, komme halt etwas Neues. Mit 31 Jahren erkrankte sie an Krebs. Sie gilt heute als geheilt.

Ustorf meint, dass er eine Verantwortung habe gegenüber den Spielern, die nach ihm kommen. Er wolle „dafür sorgen, dass sie das Spiel in einem guten Zustand vorfinden“. Deshalb tritt er dafür ein, dass die Schiedsrichter besser geschult, die Spieler über die Gefahren von Kopfverletzungen aufgeklärt werden.

Und regelmäßige neuropsychologische Tests, wie sie in der NHL und in der Schweiz zur Pflicht gemacht wurden, könnten helfen, weil dann für jeden Spieler Vergleichswerte vorlägen: Bei jeder neuen Verletzung kann man sehen, ob die Hirnleistung gelitten hat.

Neulich berieten die Manager der DEL über das Kopfproblem im Eishockey. Die Spieler sind athletischer geworden, das Spiel wurde schneller. Die verbesserte Ausrüstung stellt eine Gefahrenquelle dar, denn die Hemmschwelle vor dem Körperkontakt sinkt, die kolossalen Schulter- und Ellbogenpolster werden als Waffen benutzt.

Vor allem, sagt Ustorf, müssten die Spieler besser aufeinander aufpassen. Ob es wirklich immer nötig sei, den Check zu Ende zu fahren, das müsse sich jeder fragen, aus Respekt.

Gerrit Fauser, die Nummer 13 von Hannover, sagt, das sei schwierig. „Man will ja nicht als Memme dastehen und seine Mannschaft nicht im Stich lassen.“ Das mit Ustorf sei „eine saublöde Aktion“ gewesen, also Pech. Außerdem habe er ihn gar nicht richtig am Kopf erwischt.

Er selbst sei laut Statistik „einer der fairsten Spieler“, sagt Fauser, 22. Er habe versucht, Ustorf per SMS zu erreichen, um mitzuteilen, dass es ihm leid tue.

Er hatte wohl die falsche Nummer.

Jörg Kramer, Sara Peschke